



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

W., W.: Das große Frankenreich und die deutsche Nation.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das große Frankenreich und die deutsche Nation.

Ernst Dümmler. Geschichte des Ostfränkischen Reichs. Erster Band. Ludwig der Deutsche. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Bayern Maximilian des Zweiten herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1862.

Die Menschengeschichte spottet der Menschengedanken. Was den Weisesten und Besten der Zeit, wo es bevorstand, als äußerstes, mit jeder Kraft abzuwehrendes Unheil erschien, wird von dem Andenken späterer Geschlechter als Anfangspunkt und Bedingung fruchtbarster und segenreichster Entwicklungen gefeiert; ja, was uns gegenwärtig als das wichtigste Resultat ausgekämpfter Völker- und Meinungskriege sich darstellt, dafür seinen Schweiß oder sein Blut zu vergießen ist vielleicht während der Kämpfe selbst, auf allen Parteien, keinem Einzigen in den Sinn gekommen. Der große Glaubensstreit des 16. und 17. Jahrhunderts hat weder zu dem Siege der einen oder der andern Partei, noch zu einer eigentlichen Vermittelung unter denselben geführt; was wir ihm aber verdanken, ist der Durchbruch einer modernen Bildung, die von den heftigsten Kämpfern beider Parteien, sofern sie ihnen in einzelnen, verfrühten Erscheinungen nahe trat, ungefähr mit gleichem Eifer verabscheut und zurückgestoßen zu werden pflegte. Daß in dieser Betrachtung kein rechtfertigendes Motiv liegt, um in frivoler Skepsis jeden Werth oder Unwerth menschlicher, auf das Allgemeine gerichteter Handlungen abzuläugnen und für die eigene Person in schlafem Quietismus die Hand von aller öffentlichen Thätigkeit zurückzuziehen, würde sich sogar dann von selbst verstehen, wenn überhaupt von dem Erfolge allein der Werth oder Unwerth menschlicher Thätigkeit abhinge. Das wahrhaft Bedeutende und Luchtige, was in Streben und Gegenstreben geleistet worden, bleibt für die Menschheit unverloren, auch wenn der Kampf, dem es gegolten, längst durch andere Kämpfe abgelöst ist; es wirkt in der Menschheit fort, auch wenn es sich umgesezt hat in Formen und Ausdrücke, in denen der Urheber, zu seiner Zeit, nicht das mindeste ihm Angehörige erkannt haben würde.

Es hat noch vor wenigen Jahrzehnten Schriftsteller gegeben, die unseren deutschen Vorvätern nichts Besseres nachrühmen zu können glaubten als den Grenzboten III. 1862.

großartigen Haß und die grimmige Ausdauer, mit welcher sie, von Armins Tagen bis zu Odoacer und Theoderich, hingearbeitet hätten auf den Sturz des römischen Weltreichs. Als beschließendes Bild dachte man sich dann wohl irgend einen Völkerwanderungshelden über den Trümmern des niedergeworfenen Lügengebäudes, im Vollgefühl gefättigten Rachedurstes, befriedigten Nationalstolzes und hergestellter Weltbefreiung auf sein deutsches Schwert blickend. Jetzt weiß man recht wohl, daß diese deutschen Heerkönige weder Theaterhelden noch Geschichtsphilosophen genug waren, um an eine solche Rolle zu denken und sie mit Glück durchzuführen. Namentlich weiß man aber, daß ihnen eines der nothwendigsten Requisiten zu derselben fehlte: der Begriff eines deutschen Volkes, als dessen Mitglieder sie sich irgendwie solidarisch gegen das Römerreich getrieben oder verpflichtet gefühlt hätten. Die Verwandtschaft aller der zahlreichen germanischen Völkerschaften in Sprache, Götterglauben, Rechtsbrauch und sonstiger Sitte war gewiß ebenso wenig ihnen selbst, wie den Römern oder den Celten Galliens unbemerkt geblieben; und daß in einzelnen Fällen ein Bündniß unter mehren von ihnen, eine Vereinigung ihrer Waffen nach einer gemeinsamen Richtung durch eine solche Verwandtschaft erleichtert wurde, mag man gern glauben. Daß aber das Bewußtsein dieser Verwandtschaft irgendwie zu einem bestimmenden Grunde ihrer Handlungen geworden wäre, daß sie sich berufen gefühlt hätten, überhaupt als Eine Masse gegen die Nichtgermanen aufzutreten, ist entschieden in Abrede zu stellen. Die Dinge lagen ungefähr, wie sie bei den Slaven gelegen haben bis in die neuere Zeit: Eine Menge von Völkerschaften, in einer Anzahl bedeutender Eigenschaften einander gleich oder ähnlich, aber durchaus nicht gewöhnt, hierin ein Motiv zu einer gemeinschaftlichen Thätigkeit zu erblicken. Es war mehr eine Race, als ein Volk, was von den Römern unter dem Namen der Germanen*) verstanden wurde.

Und ihr Gefühl den Römern gegenüber? Nun freilich, wo die römischen Heere mit dem deutlichen Vorsatz, sich als Herren daselbst einzurichten, und mit tausend schroffen Kränkungen von Landesitte und Recht unter sie eindringen, da stieß wohl die starke und kräftige Natur der zunächst bedrohten Völkerschaften, einen Hermann an der Spitze, fremdes Wesen und fremde Knechtschaft energisch zurück. Als dann die Expansivkraft des römischen Reiches nachgelassen hatte, fielen wohl zahlreiche deutsche Schaaren plündernd in die reichen Grenzprovinzen desselben ein, suchten wohl auch ohne Weiteres, vielleicht selbst gedrängt durch andere Völkerschaften, einen gelegenen Landstrich sich als bleibenden Wohnsiß anzueignen. Aber keineswegs war dies doch die einzige Art,

*) Daß die Deutschen selbst sich nicht Germanen gehannt, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden.

wie sie sich etwas von den Schätzen dieses Reiches zuwenden mochten; vielleicht lieber noch war es ihnen, als Söldner, als Freunde, als Bundesgenossen desselben in den Mitgenuß seiner Herrlichkeiten zu kommen. Und wie sie durch solche Verhältnisse tiefer und tiefer in das Reich und seine Angelegenheiten hineingezogen, immer näher mit diesem Reiche bekannt wurden, mit seinem kolossalen Umfange und seinem Reichthume an Menschen und Geld, seiner Cultur und seiner Pracht, namentlich aber mit dem regelrechten Ausbau seines Verwaltungs- und Militärwesens, wogegen freilich alle bei den Germanen vorhandenen Anfänge eines staatlichen Lebens sich nur wie Kinderwerk ausnahmen — da war der Eindruck ein so gewaltiger, daß sie in diesem Reiche „das Ideal des Staates, vielmehr den Staat an sich als letzte Quelle aller irdischen Berechtigung erblickten“. Fast keine der germanischen Völkerschaften, die während der großen Wanderzeit in den Provinzen des Römerreiches Platz nahmen, dachte daran, die betreffende Provinz vom Reiche loszureißen, geschweige denn das Reich selbst zu zerstören. Innerhalb des bestehenden Reichs-systems wollten sie sich eine Stelle verdienen, wo nöthig ertrogen; ihre Fürsten trachteten darnach, stattliche Titel und große Provinzialbeamtungen von dem Kaiser verliehen zu erhalten, und verschmähten dann nicht im Mindesten, eine gewisse Oberhoheit dieses Gewaltigsten der Erde über sich anzuerkennen. Kam es dann doch wieder zu Streitigkeiten zwischen ihnen und ihrem nominellen Oberherrn, so hatte das in ihren Augen keine andere Bedeutung als die häufigen Kämpfe, in denen auch römische Feldherrn — ein Bonifacius, ein Aetius — sich gegen den kaiserlichen Hof erhoben, um sich von demselben diese oder jene Vergünstigung zu erzwingen. Mochte der Gothenkönig Athaulf in einem Augenblicke heftiger Erregung den Gedanken fassen, den Namen des römischen Reiches vom Erdboden zu vertilgen und ein gewaltiges „Gothien“ an seine Stelle zu setzen — bei reiflicherer Ueberlegung meinte doch auch er anerkennen zu müssen, daß eine staatliche Ordnung nach der Idee, die ihm inmitten des Römerreiches aufgegangen, nicht wohl auf seine Gothen allein sich stützen noch des römischen Namens entbehren könne, und zog nun den Ruhm, das römische Reich mit gothischen Kräften wiederherzustellen, dem Ruhme des Zerstörers vor.

Eine wunderliche Illusion war es freilich, in welche er und Andere sich hineingeträumt hatten. Denn was sollten dem römischen Staate, dessen ganzes Wesen zuletzt in einem äußerst künstlichen, alles regelnden und alles für sich in Anspruch nehmenden Mechanismus aufgegangen war, diese Hunderttausende von „Barbaren“ mit ihrem starken, individuellen Selbstgefühl und Unabhängigkeitsfinne, mit ihrer totalen Ungewohnheit, sich irgendwie beengen zu lassen durch eine striete Staatsverwaltung und polizeiliche Ordnung? Im Sinne des römischen Staates konnten die Behörden und Lenker desselben alle jene germanischen Könige, die man mit Titeln geschmückt und als kaiserliche Militärstat-

halter der von ihren Völkerschaften occupirten Provinzen bezeichnet hatte, doch nur als ein höchst widerwärtiges Gift betrachten, welches der Reichskörper nothgedrungen in sich aufgenommen und bei erster günstiger Gelegenheit wieder aus sich auszuschleiden habe. Die Politik des kaiserlichen Hofes, die aus einer solchen Anschauungsweise hervorging, machte es dann natürlich vollends den Germanen unmöglich, zu ruhigen Untergebenen oder brauchbaren Mitgliedern des Reiches zu werden. Niemals eines aufrichtigen Friedens theilhaftig, häufig gegeneinander benützt, im Grunde aber alle gleichmäßig in ihrer ganzen, neugewonnenen Existenz bedroht, wurden sie weiter und weiter getrieben in Auflehnung gegen die Gewalt, der sie auf ihre Weise dienen wollten. Während man von der einen Seite die Bande, die das Reich umschlangen, in ihrer alten Straffheit zusammenzunehmen gedachte, von der andern ihre Dehnbarkeit aufs Aeußerste erprobte, rissen sie vollständig entzwei, und eine Mehrzahl thatsächlich unabhängiger germanischer Reiche bedeckte im Abendlande die Provinzen des Einen römischen Staates. In Rom selbst verschwand endlich der kaiserliche Name — nicht zwar durch die Invasion irgend einer Völkerschaft, wohl aber durch einen Aufstand der germanischen Soldtruppen, die, schon lange gewöhnt, über den Thron des Westens zu verfügen, es schließlich für gut fanden, denselben gar nicht mehr zu besetzen und einen der Ihren als König in die ewige Stadt einzuführen.

Auch jetzt aber merkten die Germanen noch nicht, was sie eigentlich gethan. Von ihren Zuständen vor der Völkerwanderung war ihnen, unter den gewaltigen Eindrücken dieser letzteren, jede klare Erinnerung abhanden gekommen; allen während der Wanderung gewonnenen Vorstellungen aber hatte sich der Gedanke des Einen, an höchster Stelle ausschließlich berechtigten Römerreiches so entschieden zu Grunde gelegt, daß sie an diesem Gedanken festhalten mußten, auch nachdem in Rom gar keine Kaiser mehr existirten. In Konstantinopel, dem östlichen Rom, saß nach wie vor der Kaiser über die eine noch ziemlich intact erhaltene Hälfte des römischen Reiches. Seiner Prätenston, nach Erlöschen der westlichen Kaiserherrschaft der alleinige Herr des ganzen Reichs zu sein, kam das Bedürfniß des Westens, einen Kaiser anzuerkennen, entgegen. So ließen sich denn jetzt germanische Könige die Abzeichen römischer Würden, statt aus Rom aus Konstantinopel schicken, und im westlichen Spanien bestimmte man die Zeit nach den Regierungsjahren der Kaiser, die am Bosphorus herrschten. Wie gewöhnlich wurde dann das, was sich aus der Lage der Dinge unwillkürlich ergab, noch durch manches bewußte Interesse genährt und verstärkt. Die byzantinische Politik sowohl wie die römischen Bevölkerungen, die unter den germanischen Eindringlingen in Italien, in Spanien, in Gallien saßen, schöpften natürlich noch immer manchen Vortheil aus dem ziemlich unbestimmten Respect der „Barbaren“ vor dem römischen Kaisernamen; anderentheils aber meinten

die germanischen Herrscher nicht bloß den römischen Einwohnern ihrer jungen Königreiche gegenüber, sondern selbst gegenüber den Kriegern ihres eigenen Stammes, ihre Stellung nicht wenig zu verbessern, wenn sie sich auf eine römische Legitimation, sie mochte noch so weit herkommen, zu berufen vermochten. In der That war auch der Verkehr zwischen Konstantinopel und den Ländern des Westens während des 5. und 6. Jahrhunderts ein äußerst lebhafter. Alle die Fäden, die von Rom aus über den Occident hingereicht hatten, suchte man am byzantinischen Hofe in die Hand zu nehmen; und in Italien oder Gallien interessirte man sich für die Pläne, die Intriguen und Gräueltathe dieses Hofes kaum weniger als für die Begebenheiten der nächsten Nachbarschaft.

Ja es war sogar, als sollte jener letzte Schimmer der römischen Weltherrschaft, der über das Abendland hinreichte, noch einmal zu einem vollen und hellen Glanze angefaßt werden. Von Konstantinopel aus ward im Sinne des alten römischen Kaiserthums eine Reaction eingeleitet gegen alle Resultate der Völkerwanderung; und mit advocatorischer Schlaueit wußte dabei der große Juristenkaiser Justinian aus jener Anerkennung, die der Hoheit des Kaisernamens seitens der germanischen Herrscher des Abendlandes fortwährend zu Theil geworden, Rechtstitel über Rechtstitel zu deduciren, um seine großen Feldherrn gegen einen nach dem andern von diesen Herrschern zu vernichtendem Kampfe auszusenden. Es ist bekannt, wie rasch das Vandalenreich in Afrika, wie gründlich nach hartnäckigerem Kampfe das ostgothische Volk in Italien vernichtet und diese Länder wieder in römische Verwaltung genommen wurden; aber auch bedeutende Küstenstriche des westgothischen Spanien wurden erobert und merkwürdige Versuche gemacht, die innern Wirren des Frankenreiches in Gallien für die Absichten, mit denen man sich am Bosporus trug, auszunutzen. Das mittelländische Meer war nahe daran, wieder zu einem römischen — oder sagen wir lieber zu einem byzantinischen — See zu werden; alle Cullurländer der alten Welt schienen bestimmt, in Konstantinopel ihren wirklichen Herrn zu suchen. Die germanische Welt aber, noch vor Kurzem so ausgebreitet, fand sich plötzlich um so bedenklicher eingeengt, da zu den Verlusten der Mittelmeerlande an die Oströmer nach der Verlust altgermanischen Landes an die Avaren und an die gewaltigen, bis über Elbe und Böhmerwald vordringenden Völkermassen der Slaven hinzukam.

Die Schwäche fast aller jener germanischen, auf römischem Boden gegründeten Reiche hatte sich an den Tag gelegt. Eines unter ihnen zeigte aber eine robustere Constitution und überlebte die andern insgesammt; das Reich, welches vom heutigen Belgien und dem mittleren Rhein aus, sich durch die Waffen der Franken über den größten Theil des nördlichen und von dort noch weiter über das südliche Gallien ausbreitete. Zwei große Umstände überwogen alle

die glänzenden Vorzüge weicherer Bildungsfähigkeit und fluger Gelehrigkeit, durch welche, auf den ersten Anblick, Gothen, Burgunder und andere sich vor dem furchtbaren, frevelreichen Volke der Franken auszeichneten. Während die anderen Völker fast alle bei ihrem Eintritt ins Christenthum einem Lehrbegriffe sich zuwendeten, der unter den Bevölkerungen des Römerreiches allmählig der Gegenstand allgemeinen Abscheues wurde und nun jede Befreundung zwischen Eingewanderten und Einheimischen unmöglich machte, wurden die Franken so gleich bei ihrer Bekehrung nicht blos Christen, sondern auch rechtgläubige, athanasianische Christen. Mitten unter den arianischen Nationen der Barbaren hatte jetzt die römische Bevölkerung, hatte namentlich die Geistlichkeit eine, welcher als dem auserwählten Volke Gottes alle Herzen entgegenschlugen; mit den wenigen entscheidenden Worten ihres Glaubensbekenntnisses gewannen Chlodwig und seine Nachkommen mehr als gothische und burgundische Könige mit all ihrem einstudirten Respect für römische Literatur und Jurisprudenz und all ihrem guten Willen, sich humanisiren zu lassen.

Nicht minder wichtig aber war ein zweiter Umstand. Tief hineingeworfen in die fremde Welt und ihre überwältigenden Eindrücke, waren die andern Völkerschaften jedes Zusammenhanges mit einer Heimath, aus der sie sich hätten verstärken und die ursprüngliche Kraft ihres Wesens erfrischen können, verlustig gegangen. Das Frankenreich dagegen, weit über römisches Land ausgebreitet, hatte doch seine rein germanische Basis nicht eingebüßt. Rechts vom Mittelrhein und weit am Maine hinauf, überdieß aber auch auf dem linken Rheinufer bis über die Mosel hinaus, wo sich die römische Bevölkerung früh verloren hatte, war rein deutsches Frankenland, und an dieses gelehnt, konnten die fränkischen Gebiete im Westen allezeit neue Ströme germanischer Krieger und germanischen Wesens in sich einfließen lassen.

Die glücklichsten Bedingungen einer starken Entwicklung nach zwei Seiten hin waren damit dieser fränkischen Macht gegeben. Gegen die germanischen Reiche des Westens kam ihr sowohl die frische Kraft, die sie fortwährend aus dem Osten zog, als auch die Anziehung zu Statten, die sie vermöge ihrer Rechtgläubigkeit auf die römischen Bevölkerungen dieser Reiche übte; gegen die Nachbarn im Osten — die Alemannen, Bayern und Thüringer, welche mit dem römischen Reiche und seiner Cultur nur in geringere Berührung gekommen, hatte sie alle die tausendfachen Werkzeuge und Fertigkeiten für Kampf und Herrschaft voraus, die ihr aus einer innigeren Berührung mit jener Cultur entsprangen. Die byzantinische Politik aber sah gegen dieses Reich seine besten Angriffsmittel stumpf werden und mußte leiden, daß dasselbe ihr in dem Geschäft, die germanischen Reiche des Westens und Südens mit Hülfe der römischen Bevölkerungen über den Haufen zu werfen, die glücklichste Concurrnz machte. Bald an der Loire und bald an dem thüringer Walde, bald an der Rhone und bald am Lech

seine Waffen zeigend, breitete sich dies Reich fast über alles Land zwischen Pyrenäen und Saale aus. Nur zwei Völkerschaften in der altgermanischen Heimath — Sachsen und Friesen — nur zwei auf dem ehemals römischen Continente — die Westgothen in Spanien und die Longobarden, mit denen die Byzantiner bald nach Bezwingung der Ostgothen um Italien zu kämpfen hatten — blieben außerhalb seiner Gewalt und seiner Grenzen.

Urgen Keime des Verderbens trug nun freilich auch dies fränkische Reich in sich. In seinem Westen konnte sich die allmälige Verschmelzung germanischen und römischen Naturelles zu neuen romanischen Volkscharakteren nicht wohl vollziehen, ohne daß aus dem Zusammenfluß roher Kraft mit üppiger Verfeinerung, aus dem raschen Preisgeben alter Anschauungen an ein neues, die Masse nur äußerlich berührendes Kirchenthum, aus der Bekanntschaft unbändiger Machtbegier mit reichentwickelten Regierungsmitteln und aus dem Gegenstreben eines ebenso unbändigen Freiheitstroses ein sittliches und politisches Chaos entstand, wie es bekanntlich die Periode der merovingischen Könige in so furchtbarer Weise bezeichnet. Ganz unbeeinflusst blieb davon allerdings auch der Osten des Reiches keineswegs. Natürlich aber, daß doch, je nachdem man sich diesem Osten näherte oder sich von ihm entfernte, die mannigfachsten Verschiedenheiten hervortraten. Gerade der herrschende Stamm der Franken und seine weitgedehnten Wohnsitze von den Grenzen des Fichtelgebirgs bis zum thüringer Walde boten in ihrem eigenen Inneren den Gegensätzen, die sich aus jenen Verschiedenheiten herausbilden mochten, den größten Spielraum dar. Und indem nun dies zu Spaltungen unter den Franken selbst, zu grimmigen Kämpfen zwischen den „neustrischen“ Franken an der Seine und den „austrasischen“ an Maas und Rhein führte, erhob sich rings um diesen herrschenden Frankenstamm in den unterworfenen Völkerschaften, den romanischen wie den rein deutschen, der Unabhängigkeitstrieb. Bayern und Aquitanier (im Südwesten des heutigen Frankreich), Burgunder und Thüringer arbeiteten, bewußt oder unwillkürlich, zusammen gegen die zur Hälfte deutschen, zur Hälfte romanischen Franken. Zu Ende des 7., zu Anfange des 8. Jahrhunderts frachte das Reich in allen Fugen; zu der nämlichen Zeit, wo die mohamedanischen Araber von Afrika aus das westgothische Reich in Spanien überrannten und über die Pyrenäen drangen mit der Hoffnung, gegen Osten zurückgewendet alles Land bis Konstantinopel sich zu unterwerfen, während von Nordosten her auch die heidnischen Sachsen und Friesen in den innern Wirren des Frankenreiches die Gelegenheiten erspähten, demselben gefährlich zu werden.

Wie und wodurch nun in diesem furchtbaren Moment, der noch einmal alles seit der Völkerwanderung Entstandene mit Umsturz bedrohte, die Rettung gekommen sei, liegt nicht in unserer Absicht ausführlich zu erörtern. Es waren hauptsächlich die austrasischen Franken und die Häupter der bei ihnen empör-

gekommenen, geistlich weltlichen Aristokratie, die Hausmaier aus dem karolingischen Geschlechte, welche zuerst durch blutige Siege dem innern Zwist des fränkischen Stammes ein Ende machten. Langwierigere Kämpfe hatte sodann das nämliche Heldengeschlecht zu bestehen, um sowohl die empörten Völkerschaften im Osten und Westen zurückzuzwingen, als auch die heidnischen und saracenischen Feinde des ganzen Reiches abzuweisen. Vermochten aber die Hausmaier, unter ungeheuern Anstrengungen, dies Rettungswerk zu vollziehen, so lag es doch in der Natur der Sache, daß sie sich keineswegs darauf beschränkten. Wir meinen nicht bloß, daß dies Geschlecht, nachdem es das Reich gewissermaßen noch einmal geschaffen und fast ein Jahrhundert schon thatsächlich regiert hatte, nun auch die Krone sich aufsetzen ließ, die ja auf dem Haupte der letzten Merowinger doch nur eine todte Zierrath gewesen war; wir meinen namentlich, daß die Kräfte, welche die alten Reichsgrenzen wiederhergestellt und in den hiezu nöthigen Kämpfen sich entwickelt hatten, an diesen Grenzen nicht Halt machten. Hatten die Friesen und Sachsen sich in die innern Reichswirren eingemischt, so schloß sich an die Beendigung dieser Wirren ohne Weiteres der Kampf gegen sie, bis zu ihrer gänzlichen Bezwingung durch Karl den Großen an. Wer in den schmalen Streifen von Südgallien, den früherhin die Merowinger den Westgothen noch gelassen, jetzt der saracenischen Herrschaft widerstrebt, rief fränkische Truppen ins Land und half wohl gern auch dazu, daß Karl der Große seine Macht noch über die Pyrenäen hinaus, bis zum Ebro ausdehnte. Endlich: der Papst, in der Unabhängigkeit, welche er durch glückliche Auflehnungen gegen den byzantinischen Hof errungen, von den longobardischen Königen bedroht, konnte jetzt nur von den Frankenkönigen Hülfe gegen seine Dränger hoffen und gab Anlaß und Hülfe zu jenen italienischen Feldzügen, die mit der Unterwerfung des Longobardenreiches unter Karl den Großen schlossen. An diese Siege reihten sich aber dann wieder neue Kämpfe und neue Eroberungen — die Vernichtung des avarischen Reiches in Ungarn und die Bekriegung der slavischen Völker, die dem Frankenreiche tributbar gemacht werden sollten.

Wir sehen, mit der Wiederherstellung des Reiches verband sich zugleich eine stattliche Erweiterung; und was für uns das Wesentlichste ist: auch diejenigen Völkerschaften, die dem früheren Frankenreiche noch gefehlt hatten, um auf dem Continent alle Länder deutscher Zunge und alle die zu umfassen, in denen sich die Germanen mit den Römern gemischt hatten, waren jetzt mit inbegriffen. Sachsen und Friesen auf der einen, Longobarden und was von den Westgothen dem arabischen Joche entgangen war auf der andern Seite, sah man in das große Gemeinwesen hereingezogen. Hatte nun vieles von den politischen und socialen Verhältnissen, die sich im Westen und Süden aus dem Eindringen germanischer Völkerschaften überall gleichmäßig gebildet hatten,

schon unter den Merovingern auf den deutschen Osten zurückgewirkt, so wurde nach neubefestigter Einheit des Reiches die Wechselwirkung noch viel stärker, und auch die neugewonnenen Lande traten in dieselbe ein. In Freundschaft und Haß waren alle diese Völkerschaften in tausend Berührungen zu einander gekommen; bei aller Verschiedenheit wurden sie doch sämmtlich durch einen reichen Schatz gemeinsamer Einrichtungen, Rechtsverhältnisse u. dergl. m. als Eine Masse von den umwohnenden Nationen abgetrennt. Zusammen bildeten sie einen weiten Kreis, innerhalb dessen sich die wesentlichsten Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen der Einzelnen zu bewegen pflegten; draußen erblickten sie als Nachbarn des ganzen Reiches fast nur noch Slaven, Sarazenen, byzantinische Griechen, — und diese waren sie insgesammt als Fremde oder als Feinde anzusehn gewöhnt.

Auch die Byzantiner nannten wir hier, deren Kaiser doch früher, wie wir sahen, eine hochachtungsvolle Anerkennung von Seiten der germanischen Könige empfangen hatten. Freilich aber, wie weit war man seitdem von einander abgekommen! Jener ganze Verfall des Frankenreiches und alle die Verwirrungen und Kämpfe bis zu seiner Erneuerung waren durchlebt, eine gewaltige Menge neuer Erinnerungen hatte das Abendland erhalten, ohne daß in dieselben der Name irgend eines byzantinischen Kaisers wesentlich verflochten gewesen wäre. Hatte doch auch der Hof in Konstantinopel, statt noch ferner an Wiederunterwerfung des Westens denken zu können, diesem fast ganz den Rücken wenden müssen, um nur den Osten nicht ganz an seinen neuen gewaltigen Feind, an die Sarazenen, zu verlieren. Aber bei der bloßen Endfremdung war es nicht einmal geblieben. Die Bilderstürmerei, durch welche bedeutende byzantinische Kaiser das Christenthum vor Sarazenen und Juden von dem osterhohenen Vorwurfe des Götzendienstes zu befreien suchten, erregte im Abendlande eine noch viel allgemeinere Entrüstung als unter den nächsten Umgebungen jener Kaiser selbst. Vorzüglich in dieser Bilderstürmerei der Kaiser hatten die Päpste Anlaß, Vorwand und Möglichkeit gefunden, sich der byzantinischen Oberherrschaft ganz zu entziehen. Und wie Karl der Große mit seinem Frankenreiche auch das Reich der Longobarden in Italien vereinigte, übernahm nothwendig das Frankenreich auch etwas von dem Verhältniß, in welchem sich das longobardische zu den Byzantinern befunden. Gerade bei den Longobarden aber war, aus besondern Ursachen, nie von irgend einer Anerkennung byzantinischer Oberhoheit, vielmehr fast immer nur von einem Verhältniß reiner, ausgesprochener Feindseligkeit gegen die Kaiser in Konstantinopel die Rede gewesen.

Daß nun aber in solcher Art Abendland und Morgenland aus dem Zusammenhang, in welchen sie durch Griechen, Karthager und Römer vor 1000 bis 1200 Jahren gekommen, mehr und mehr herausgeriethen, brachte für

das wiederhergestellte Frankenreich einen außerordentlichen Gewinn. Sah man von den britischen Inseln ab, so erblickte der abendländische Christ innerhalb des ganzen Umkreises, der jetzt seine Welt ausmachte, nur Einen Christenherrscher und Ein Christenreich — den König und das Reich der Franken. Nur innerhalb dieses Reiches rechte Christen, außerhalb desselben nur Heiden, Sarazenen oder Christen von zweifelhafter Orthodogie. — Das war unter allem, was die Bewohner des Reichs vor den Draußenstehenden voraus hatten, das beste Lebensprincip für ein starkes Gemeingefühl. Und dies Reich, schon unter Chlodwig die Freude der frommen Seelen — was hatte es nicht erst jetzt, unter den Hausmairn und Königen karolingischen Stammes gethan, um sich noch in ganz anderer Weise solcher Sympathien würdig zu machen? Die Errettung der abendländischen Kirche vor dem gewaltigen Andrang des Mohamedanismus, die Erweiterung ihrer Grenzen durch die Zwangsbekehrung der Sachsen, sowie durch die Missionäre nach den slavischen Ländern, waren keineswegs das ganze um die Sache Gottes erworbene Verdienst. Auch die Restauration der Kirche in ihrem Innern, die Ausrottung des grenzenlosen Verderbens, welches hier während der letzten Merovingerzeiten eingerissen war, die Aufrechterhaltung der Geistlichkeit gegen die weltlichen Großen und die Erweckung eines kräftigen Standesbewußtseins unter ihren eigenen Mitgliedern, die Wiederherstellung ihrer Disciplin und die Wiederbelebung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit — das alles war nur unter den neuen Frankenkönigen möglich gewesen und namentlich von dem gewaltigen Karl vollzogen worden in einer Großartigkeit ohne Gleichen. Was diese und was das neue Königsgeschlecht überhaupt für die Kirche geworden sei, empfing aber noch einen besondern Ausdruck durch das Verhältniß zu dem Papste. Die Hülfe, welche der Papst von den Karolingern gegen die Longobarden und die Karolinger vom Papst bei der Thronentsetzung der Merovinger empfangen hatten, die Ausstattung der römischen Kirche mit einem umfassenden Gebiete und die Mitwirkung dieser Kirche bei der Einführung und Befestigung fränkischer Herrschaft in Italien — wechselseitige Gunstbezeigungen und Bedürfnisse der mannigfaltigsten Art schienen hier eine Gemeinschaft der Interessen zu begründen und zu beweisen, wie sie nicht wohl inniger gedacht werden konnte.

Und so war man denn, in Einem Stücke, wieder so ziemlich auf dem Punkte angekommen, auf welchem man sich vor drei bis vier Jahrhunderten befunden. Man hatte wieder ein Gemeinwesen, welches in den Augen seiner Angehörigen das Reich schlechthin war — ihren ganzen Gesichtskreis umschließend — mit dem Begriffe der Christenheit so gut wie zusammenfallend — geweiht und geheiligt, daß ihm gegenüber kein anderes Reich als berechtigt erscheinen mochte. Nicht in Konstantinopel, sondern meist zwischen der Maas und dem Rheine, namentlich zu Aachen, hatte man den Herrscher dieses Welt-

L. 1881. III. 1170d. 978

reiches zu suchen. Rom aber mochte man recht wohl als eine Stadt dieses neuen Reiches, seinen Bischof als den ersten Geistlichen desselben ansehen. Mehrere Reisen der Päpste nach dem Norden der Alpen, öftere Züge der Franken nach Italien, ein außerordentlich gesteigerter, weltlicher und kirchlicher Verkehr mit der ewigen Stadt selbst, die neugeweckten Studien der classischen Literatur und der Kirchenväter hatten der Erinnerung an den römischen Namen, der als Name des alten Weltreiches noch dunkel im Gedächtnisse der Menschen ruhte, neues Licht und Leben verliehen. Und so erklärt sich denn sehr einfach die auffallende Thatsache, daß drei Jahrhunderte nachdem das alte Römerreich im Abendlande vor den Germanen zu Grunde gegangen, der größte, ja fast einzig übrige germanische König seinen höchsten Stolz darin fand, sich mit der römischen Kaiserkrone schmücken und als Wiederhersteller des römischen Reiches ausrufen zu lassen.

Zum ersten Male seit der Völkerwanderung war damals für das christliche Abendland ein Zeitpunkt gekommen, in welchem bevorzugte Geister der nöthigen Bildung und Sammlung habhaft werden konnten, um sich an einer Auffassung und Gestaltung der in der Außenwelt gegebenen Dinge nach großen, ins Allgemeine hinausgehenden Gedanken zu versuchen. Das Anfängerartige, Schülerhafte, was fast allen literarischen Productionen der Karolingerzeit anhaftet, gab sich natürlich auch in derartigen Idealen zu erkennen; nicht minder auch, daß alles allgemeinere Denken nur aus der Kirche seinen Anlaß und Anstoß empfing. Das Schema, das man sich machte, war so einfach und einleuchtend, wie so manche absolutistische oder demokratische Staatstheorien der Neuzeit. Der Begriff der Einen und alleinigen Weltkirche war längst vorhanden. Man hatte dazu auf dem Wege der Thatsachen wiederum ein Weltreich bekommen, mit dessen Existenz das Heil und die reelle Einheit der Kirche aufs engste zusammenzuhängen schien. So lag denn nichts näher als auch für dies Weltreich jene Einheit und jene ausschließliche Stellung nicht bloß wie eine Gabe der zufälligen Umstände hinzunehmen, die durch andere Umstände wieder verloren gehn könne, sondern als ideales Erforderniß aufzustellen für alle Zeiten — die Einheit der Kirche in alleräußerlichster Weise aufzufassen und mit der Einheit des Reiches ohne Weiteres als dasselbe anzusehn. Nicht mehr bloß als die gelungene Schöpfung eines siegreichen Volksstammes stellte sich jetzt das große fränkische Gemeinwesen dar, sondern eine unendlich höhere Berechtigung, den Gehorsam und die Treue all seiner Bevölkerungen zu fordern, war ihm durch den ewigen Rathschluß und Regierungsplan Gottes gegeben. Natürlich, daß nun auch die Würde des Mannes, den der Papst zum Kaiser eines solchen Reiches gekrönt hatte, einen vom gewöhnlichen Königthume specifisch verschiedenen Charakter an sich trug. War schon den gemeinen Königen fast alles, wodurch in der Idee ihr Machtbesitz sich von jedem Eigengut unterschied,

nur durch die Kirche gekommen, so trat bei dem Kaiser noch in ganz anderer Art sowohl ein höherer Anspruch, als auch namentlich eine gewaltigere, mit der Würde verbundene Verpflichtung hervor. Der Herr der Christenheit hatte in umfassendster Weise den Zwecken der Kirche zu dienen und, so lange er dies that, die eifrigen Dienste der Seinigen zu verlangen; in der Bahn, in welcher Karl der Große die Kaiserkrone gefunden, sollte der mit ihr Geschmückte und sollten seine Nachkommen festgehalten und gefördert werden bis ans Ende der Tage.

Welche Bedeutung dies Karolingerreich und seine Kaiserwürde für die allgemeine Culturentwicklung Europa's gehabt habe, ist satzsam bekannt und soll von uns nicht auseinandergesetzt werden. Was, seit einem halben Jahrtausend, in dem Zusammenfluß römischen und germanischen Wesens, von alter Bildung sich erhalten oder von neuer sich angefügt hatte, das ward in diesem Reiche zusammengefaßt zu einer kirchlich-politischen Schöpfung, welche vielleicht vollständiger, als irgend eine andere, alle überlegeneren Geister, alle idealeren Bestrebungen ihrer Zeit zu befriedigen und an sich zu fesseln gewußt hat. Die große Gemeinschaft in Denken und Fühlen, durch welche sich noch heutzutage alle Völker des Abendlandes wie zu Einer Familie verbunden sehn und in welche sie wetteifernd die übrigen Theile der Welt hineinziehn — sie hat sich wesentlich entfaltet aus den in diesem Reiche gegebenen Keimen. Nur ist auch ebenso gewiß und in neuerer Zeit mit besonderem Nachdruck betont worden: diejenige Triebkraft, welche für das Wachsthum dieser Gesamtcultur wie für tausenderlei individuelle Bildungen aus den nationalen Gefühlen der verschiedenen ehemals vom Karolingerreiche umfaßten Nationen entsprungen ist, hätte nimmermehr zur Aeußerung kommen können, wenn dies Reich und die Idee, auf welcher die neue Kaiserwürde beruhte, sich dauernd in voller Stärke und Wirksamkeit behauptet hätte. Der entscheidende Punkt hiefür wurde, unter Karls des Großen Sohne und Nachfolger Ludwig dem Frommen, die Frage über die Ordnung der Succession. Die Sitte, nach dem Tode eines Königs das Reich unter alle seine Söhne zu vertheilen, hatte in den Tagen der Merovinger das fränkische Gemeinwesen mit unsäglicher Verwirrung erfüllt und ganz vorzüglich dazu beigetragen, es dem völligen Zerfall nahe kommen zu lassen; jetzt erschien sie als widersprechend sowohl dem Interesse des Reichs, als auch namentlich dem Gedanken der Kaiserwürde, welche weder selbst eine Theilung vertrug, noch gestattete, daß neben dem mit ihr Geschmückten noch andere Herrscher als ihm gleich und als unabhängig von ihm anerkannt würden. Also sollte denn mit dieser Krone auch die Herrschaft über das ganze Reich immer nur Einem, zunächst dem ältesten, Sohne des gegenwärtigen Königs als das ihm zukommende Erbe in Aussicht stehn; den jüngeren waren nur beschränkte Gebiete zugebracht, und auch in diesen hatten sie den ältesten, Lothar,

als ihren Oberherrn zu verehren. Je größer der Gegensatz dieser Anordnung zu allem Herkommen, desto größer der Gewinn, wenn es gelang sie durchzuführen; denn desto fester war dann der, zu dessen Gunsten man den alten Brauch umstieß, durch Verpflichtung und Interesse auf unverbrüchliche Festhaltung und eifrige Weiterführung der Ideen angewiesen, aus denen ihm eine solche Bevorzugung erwuchs. Für Europa aber stand dann ein langlebiges Reich der Mitte zu erwarten, mit engster Verbindung geistlicher und weltlicher Gewalt an oberster Stelle, mit einem zunehmenden Assimilationsproceß der mannigfachen, in ihm vereinigten Elemente, mit einer wahrscheinlich sehr raschen Entwicklung zu einer gewissen Culturblüthe, und darauffolgendem Jahrhunderte dauernden Stillstande. Daß es nicht so gekommen, daß die europäische Bildung noch einmal untergetaucht ist in halbbarbarische Zustände, um dann ihre mächtigste Förderung und eine ganz ungeahnte Fülle aus dem wetteifernden Streben selbständiger Nationen zu schöpfen, daß endlich in dem Selbstbewußtsein eines jeden Zeitlebenden einen ganz wesentlichen Theil das Bewußtsein der Nation ausmacht, welcher er angehört — dies Alles verdanken wir der Theilung von Verdun und der durch sie besiegelten Vereitelung jener weitreichenden, an das Kaiserthum angeknüpften Entwürfe.

Aber etwas Anderes ist es, sich der Resultate eines welthistorischen Ereignisses zu erfreuen, etwas Anderes, den Motiven nachzuforschen, welche bei Herbeiführung des Ereignisses im Spiele gewesen sind. Das Dümmlersche Werk gibt in seinem ersten Buche eine ausführliche, mit gründlichster Einsicht geschriebene Geschichte der Parteiungen und Kämpfe, die Ludwig des Frommen Regierung erfüllten und erst drei Jahre nach seinem Tode, in dem Verduner Vertrage, ihren Abschluß fanden. Deutlich geht es auch aus dieser Darstellung hervor: ein höherer geistiger Inhalt war nur in den Bestrebungen der Männer, die der Theilung am consequentesten widerstrebten. Wir wollen uns nicht auf die Beweggründe und Handlungen der einzelnen im Vordergrund erscheinenden Personen einlassen — auf die Schwäche Ludwigs des Frommen für seine zweite Gemahlin und den mit dieser erzeugten Karl (den Kahlen), zu dessen Gunsten die ersten Störungen in das entworfenen Primogeniturgesetz gebracht wurden; auf die Schwankungen von Lothars echten Brüdern, die sich bald gegen die übermäßige Bevorzugung des Stiefbruders durch den Vater, bald gegen den Vorzug erhoben, den jenes Gesetz dem Lothar zusprach u. s. w. Fragen wir aber, was denn vorzüglich dazu diente, das kämpfende Volk gegen Lothar und gegen die wohlmotivirten, im Interesse der Reichseinheit getroffenen Anordnungen einzunehmen? Zum Theil kam natürlich die Pflicht des Gehorsams gegen den alten Kaiser in Betracht; daneben aber that die Hauptsache die noch immer sich behauptende Gewohnheit der Massen, die Herrschermacht im Wesentlichen doch als ein gemeinsames Familiengut und

demnach die Theilung des Reiches unter mehre Söhne als das Rechtmäßige und Natürliche anzusehn. Nachdem der alte Kaiser gestorben, trat dieser Gegensatz in seiner ganzen Reinheit hervor. Sofort vereinigte sich der jüngere Sohn*) erster Ehe auf das festeste mit dem oft angefeindeten Stiefbruder, um gemeinschaftlich mit ihm gegen Lothar und die Einheitsidee die alte Rechtsgewohnheit der Theilung geltend zu machen. Dem großen Gedanken, den Lothars Freunde anriefen, stand kein anderer, ebenbürtiger Gedanke gegenüber, sondern im Wesentlichen die Unfähigkeit der Zeit, sich von der niederen, wenn wir so sagen dürfen, patrimonialen Anschauungsweise über die Natur des Reiches zu einer höheren, staatlicheren zu erheben. Nicht mit Unrecht mochten daher auch in solcher Beziehung die Lotharianer die schließliche Theilung als ein klägliches Zurückfallen von der Höhe ansehen, auf welche man seit dem Ende der Merovingerzeiten so mühsam emporgeklommen war. Die edelsten und einblicksvollsten Geister jener Tage erblickten in dieser Theilung nur einen Grund des tiefsten Schmerzes und lautesten Jammers; suchten sie aber nach einem Troste für den Verlust ihrer schönsten Ideale, so fanden sie ihn doch am wenigsten in der Betrachtung, daß das eine oder andere der neu entstandenen Reiche eine Nation in sich abschließe, vor übermäßiger Berührung mit fremden bewahre und zur freieren Verfolgung ihrer eigenen Bestrebungen befähige.

Nicht zwar als hätten volksthümliche Neigungen und Abneigungen während der Kämpfe aller Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, entbehrt; nur waren dieselben von ganz anderer Art als an welche wir heutzutage bei der Erinnerung an den Verduner Vertrag zu denken pflegen. Man wollte bemerken und es fehlt auch nicht an Erklärungsgründen dazu, daß unter den eigentlichen Franken die Sache Lothars und der Reichseinheit vorzügliche Sympathien fand; eben der Gegensatz gegen das Herrschervolk der Franken hätte dann die andern Völkerschaften dem alten Kaiser oder den jüngern Brüdern günstig gestimmt. Von irgend einem Auseinandertreten nach „Deutsch“ und „Französisch“ konnte aber dabei um so weniger die Rede sein als diejenigen, zu denen sich die Uebrigen im Gegensatze fühlten — die Franken in ihrer Ausdehnung von der Seine bis zu den oberen Maingegenden beiderlei Menschen in sich vereinigt darstellten, ohne sich dadurch in ihrem Bewußtsein als der Eine herrschende Stamm sonderlich gestört zu fühlen. Ebenso wenig vereinigte denn auch begreiflicherweise ein deutsches Bewußtsein den Alemannen in besondrer Weise mit dem Thüringer, ein französisches den Burgunder mit dem Aquitanier, sondern eine jede dieser Völkerschaften wußte nur von sich und hing nur ihrem ganz particularen Stammesgeföhle nach, wenn sie sich etwa gern gegen die übermüthigen Franken ins Feld führen ließ.

*) Der eine von den drei Söhnen erster Ehe, Pipin, war kurz vor dem Vater gestorben.

Denn ein gründlicher Irrthum würde es auch für diese Zeiten noch sein, überhaupt an das Vorhandensein eines deutschen — wie auf der andern Seite eines französischen — Nationalbewußtseins irgendwie zu denken. Wenn hätte sich denn, seit den Tagen der Völkerwanderung, ein solches auch bilden sollen? In dieser Wanderung selbst waren die deutschen Stämme, die sich ein Unterkommen im alten Römerreiche zu verschaffen suchten, ein jeder seinen eigenen Weg gegangen, auf welchem er allmählig, sein Wesen mit dem der vorgefundenen Römermischend, in einer der neu entstehenden, romanischen Volksbildungen verschwommen war. Die in ihrer alten Heimath und bei ihrer alten Sprache gebliebenen aber waren dann, wie wir sahen, mit jenen ausgewanderten hauptsächlich durch das Frankenreich in Verbindung gebracht worden. Das war aber geschehn noch während jene ausgewanderten sich auf dem Umbildungsprocesse zu Romanen befunden hatten; und einzeln waren die rein deutschen Stämme dem Frankenreiche unterworfen worden, der eine Dienste leistend bei der Bezwingung des anderen. Jeder Anlaß, daß ein Gesamtgegensatz zwischen Deutsch auf der einen, Romanisch auf der andern Seite in den Sinn der Menschen irgendwie eingetreten wäre, hatte demnach gefehlt. Ueber dem Gefühle, welches den Einzelnen an seine nächsten Stammesgenossen knüpfte, stand nur dasjenige für das große Christenreich in seiner Gesamtheit. Ein Bewußtsein, welches, minder eng als das erstere und minder weit als das letztere, eine Anzahl von Stämmen als eine besondere Gesamtheit aus der gewaltigen Allgemeinheit herausgehoben hätte, war nicht gegeben.

Der deutlichste Beweis, daß dem so war, liegt vielleicht in dem Umstande, daß ein eigentlicher Name, für die Deutschen als solche — ebenso wie ein Gesamtname, welcher dem späteren „Franzose“ entsprochen hätte, noch gar nicht existirte. Nur allmählig und nicht ohne Mühe arbeitete sich erst damals unser „Deutsch“ zu der Bedeutung, die ihm seitdem geblieben ist, empor. Und interessant genug ist es zu sehn, wie dies geschah. Die verwandte Sprache war es, und war, zumal nach Beseitigung der alten Götterlehre, auch ziemlich das Einzige, worin Bayern und Sachsen, Alemannen und Ostfranken, Thüringer und Friesen sich einer Uebereinstimmung unter sich selbst und zugleich eines ihnen gemeinsamen Unterschiedes von Slaven wie Romanen bewußt wurden. Diese Sprache nun durch irgend einen Namen als eine bestimmte, einzelne Sprache einer anderen gegenüber zu bezeichnen, war auf deutschem Boden die Hauptveranlassung geboten durch das grundverschiedene unter der Geistlichkeit gesprochene Latein. Als das Natürlichste ergab sich da, die Muttersprache sei einfach als die Sprache der Laien, des gemeinen Volks, im Gegensatze zu der Sprache des Klerus aufzuführen; redete oder schrieb man selbst lateinisch, so waren *lingua vulgaris*, *lingua popularis* u. dgl. bis in die Karolingerzeit die gewöhnlichen Ausdrücke, mit denen man sich half. Nichts Anderes als dies

besagte, im Munde der Deutschredenden, das Wort *thiudisk* (von *thiuda*, das Volk), woraus unser „Deutsch“ entstanden ist. Als nun im Laufe der Karolingerzeit der Verkehr mit dem Westen und Süden ein äußerst lebhafter geworden und zugleich die dortigen Sprachen von der lateinischen, die ihnen zu Grundlage, schon so weit abgekommen waren, daß man auch sie oft als *lingua vulgaris* im Gegensatz zu der Sprache der Geistlichkeit charakterisirte, so kam man in der (fast ausschließlich lateinischen) Literatur der Zeit mit dem Ausdruck: *lingua vulgaris* für die specielle Bezeichnung der deutschen Sprache nicht mehr aus. Also nahm denn die Geistlichkeit dasjenige Wort, worunter man in deutscher Zunge und auf deutschem Gebiete die Vulgärsprache — und dort natürlich immer die eigene — verstand, zur Benennung dieser besonderen Vulgärsprache in ihr Latein auf; aus dem deutschen *nomen appellativum* ein lateinisches *nomen proprium* machend, redete sie von einer *thiudisca lingua* nicht bloß im Gegensatz zu dem Latein, sondern auch zu der „römischen Vulgärsprache“ (*lingua romana vulgaris*, wie man die Anfänge des heutigen Französisch zu nennen pflegte), und Geistlichkeit*) und Volk gewöhnten sich, bei *thiudiscus*, *thiudisk*, deutsch, nicht bloß an die Laiensprache im Contrast zur klerikalen, sondern auch an die Landessprache im Contrast zu den Sprachen anderer Länder zu denken. Natürlich aber, daß das Wort in dieser neuen Bedeutung geraume Zeit auch nur auf dasjenige gemeinsame Besitzthum der Deutschen, zu dessen Bezeichnung es emporgekommen war — nur auf die Sprache, angewendet wurde; man wußte nichts von „deutschen Menschen“, sondern nur von „Menschen, welche die deutsche Sprache reden“. Erst allmählig wurde es, zur Vermeidung solcher Weiterschweifigkeit, üblich, den deutschredenden Menschen selbst als einen Deutschen zu bezeichnen; und erst einer ferneren Entwicklung bedurfte es dann wieder, bis man bei der Benennung eines Menschen als eines „Deutschen“ noch an etwas Anderes als an seine Sprache dachte, bis die Sprache nicht das Einzige war, worin die Deutschen als solche sich zusammensanden und auf einander angewiesen fühlten.

Damals aber, als man den Verduner Vertrag abschloß, lag das noch in weiter Ferne. Und so hatte man denn, nachdem die Kämpfe Ludwigs des Frommen und seiner Söhne ohne Rücksicht auf deutsche oder französische Nationalgefühle ausgefochten waren, auch bei der schließlichen Theilung nichts weniger im Auge als solchen Gefühlen eine Genugthuung zu geben. Lediglich die unwillkürliche Folge der geographischen Verhältnisse war es, daß auf den Antheil

*) Welche natürlich in allen Dingen, über die zur Klarheit zu kommen ein etwas weiterer Horizont erforderlich war, für Anschauungs- und Ausdrucksweise des Volks durchaus maßgebend gedacht werden muß.

Ludwigs [des Deutschen^{*)}] die größere Masse der Menschen deutscher Zunge auf den Antheil Karls (des Kahlen) die Hauptmasse der (nachmals fg.) Franzosen zu fallen kam. Mitten dazwischen riß indeß das Gebiet Lothars den ganzen Stamm der Friesen von den übrigen Stämmen deutscher Sprache, und alle Provençalen von den übrigen Stämmen, die jetzt die französische Nation ausmachen, los. Durch dies Gebiet Lothars geschah aber noch ganz Anderes. Ohne Rücksicht selbst für diejenigen volkstümlichen Begriffe und Gefühle, die in damaliger Zeit wirklich bekannt und lebendig waren, zerschnitt es auch die Wohnsitze der einzelnen Stämme. Im Elsaß wurden zahlreiche Alemannen von den Alemannen Ludwigs des Deutschen, an der Saone und Rhone zahlreiche Burgunder von den Burgundern Karls des Kahlen, namentlich aber zwischen Rhein und Schelde ein Drittheil der Franken von ihren Stammgenossen zur Rechten und zur Linken getrennt; und dies ganze seltsame Conglomerat von Bevölkerungen, dieser breite Länderstreif von der Mündung der Ems bis zur Mündung der Rhone fand sich unter dem Scepter Lothars mit den Ländern im Süden der Alpen, mit dem longobardischen Reiche und mit Rom vereinigt!

In der That aber, durch welchen Beweggrund hätte man sich denn auch veranlaßt fühlen sollen, derartige Zerreibungen selbst der einzelnen Stämme zu vermeiden? Etwa durch den Wunsch, dem in der Theilung begründeten Zustande bessere Dauer und Haltbarkeit zu sichern? Aber ein so ernstlicher und bestimmter Wille mit der Theilung ein bleibendes, in sich selbst ruhendes Werk zu gründen, war ja eigentlich gar nicht vorhanden. Wenn es zu Verdun lediglich die alte Betrachtung des Reiches als eines gemeinen Familiengutes gewesen war, wodurch das Theilungsprincip über die höheren Tendenzen der Lotharianer zum Siege gekommen war, so behauptete ja nun auch Sinn und Art der Theilung auf nichts Anderem als auf der Zahl und Convenienz der vorhandenen Erben. Nur so lange hierin keine Veränderungen vor sich gingen, sollte sie bleiben wie sie war. Vergrößerte oder verringerte sich die Zahl der Erbberechtigten, so mochten neue, vervielfältigte Theilungen eintreten oder die drei gegenwärtigen Königreiche zu zweien ja selbst wieder zu Einem einzigen zusammenrinnen — Fälle, wie sie vorübergehend wirklich noch vor Ablauf des Jahrhunderts sich mannigfach zugetragen haben. Und selbst in ihrer gegenwärtigen Vertheilung unter die drei Könige dachte man doch die Länder des Karolingerreiches keineswegs so abgeschieden gegen einander, daß man sie durch bestmögliche Scheidewände ein jedes für sich abschließen zu müssen gemeint hätte. Nicht in solcher Art hatte durch die Theilung der Gedanke des Einen Christenreiches verneint werden sollen, daß nach der Meinung der Menschen

*) Ein Beiname, der ihm natürlich erst lange nach seinem Tode zu Theil geworden.

jeder Theil hinfort nur für sich selbst zu sorgen und zu handeln gehabt hätte. Das Wohl der ganzen Christenheit, das Heil des gesammten, „gemeinsamen“ Reiches sollte für jeden der Könige, unter die es vertheilt war, den obersten Gesichtspunkt bilden, und durch häufige Zusammenkünfte strebte man sowohl die Beziehungen der einzelnen Königreiche zu einander friedlich-geseglich zu ordnen, als auch sonst über allgemeine wichtige Angelegenheiten nach außen und innen eine Art von bundesmäßiger Regierung herbeizuführen. Der Gedanke an das Eine Christenreich war noch immer die nothwendige Voraussetzung aller politischen Vorstellungen, der getheilte Zustand des Reiches dagegen nur die Folge des zufälligen Vorhandenseins mehrerer Erben und daher jeden Augenblick der Vernichtung durch andere Zufälligkeiten ausgesetzt.

Man sieht, wie weit unmittelbar nach Abschluß des Verduner Vertrags die Umstände entfernt waren mit einiger Bestimmtheit auf dasjenige hinzudeuten, was sich späterhin aus ihnen entwickeln sollte. Zunächst gestalteten sich die Dinge ziemlich chaotisch, und die üblen Prophezeihungen der Lotharianer gingen reichlich in Erfüllung. Keines der drei königlichen Gebiete hatte einen gehörigen Halt in sich; keiner der drei Theilkönige wußte seiner Krone das Ansehen zu wahren, welches die Krone des Gesamtreiches auf dem Haupte Karls des Großen und selbst noch Ludwigs des Frommen, in den Anfängen von dessen Regierung gehabt hatte. Wohl aber fand bald der Eine, bald der Andere von ihnen in den tausendfältigen Beziehungen der Gemeinschaft, die noch immer über sämtliche karolingische Länder dahingingen, Anreiz und Anlaß, nach Ausbreitung seiner Herrschaft auf Unkosten seiner Brüder zu trachten. Dazu nun die fortwährenden Regungen von Sondergelüsten unter den verschiedenen, in jedem der drei Gebiete mit einander verbundenen Völkerschaften — jetzt um so bedeutamer und gefährlicher, da das eigentliche Centrum des ganzen Reiches, der fränkische Stamm, durch die Theilung des Reiches in drei Stücke auseinandergetrennt war. Endlich die auswärtigen Feinde sämtlicher karolingischer Länder — die Saracenen, die furchtbaren Normannen und, vom Ende des 9. Jahrhunderts an, auch die Magyaren, die hauptsächlich der innern Verwirrung des Reiches ihre oft sehr mühelosen Erfolge verdankten!

Eines aber gibt es, wodurch sich bei allem Jammer diese Karolingerzeit vor ähnlichen Abschnitten der früheren, merovingischen Periode des fränkischen Reiches unterscheidet. Den Zerfall des Reiches überdauerte um eine geraume Zeit das geistige in diesem Reiche erwachte Leben; namentlich aber findet die Kirche gerade in der Zertheilung und Herabwürdigung der weltlichen Gewalten die Möglichkeit, sich in selbständiger Autorität den Großen der Welt gegenüberzustellen wie nie zuvor. Zieht kein weltlicher Herrscher mehr als einiger Herr der ganzen Christenheit die Verehrung der Menschen auf sich, so steigert sich die Verehrung gegen den Papst, nun den einzigen sichtbaren Mittelpunkt

der gläubigen Welt. Das Verschwinden aller höhern Bestrebungen unter den Königen, ihre Zänkereien und Antriebe gegen einander, ihre willenlose Hingebung an die Factionen ihrer Großen oder an grobe Sinnengenüsse bietet dem Stathalter Petri die Gelegenheit zu dem mannigfachsten Eingreifen und den glänzendsten Triumphen. Die Geislichkeit aber, indem sie sich nicht mehr einheitlich geleitet sieht durch einen Fürsten nach Art Karls des Großen, sucht sich ihrer Einheit um so entschiedener im Gegensatze zu der zerfahrenen Weltlichkeit bewußt zu werden, indem sie sich straff und stolz unter dem Oberpriester zusammennimmt, der Kaisern und Königen Gehorsam gegen ewige Gesetze lehrt. — Freilich, auch diese glorreiche Anspannung des Kirchenthums dauert nur bis in die letzten Decennien des Jahrhunderts; dann wird in die Zerfahrenheit der weltlichen Zustände auch die Kirche hineingerissen, und alles bedeckt ein tolles Wirrsal, unter welchem auch die Keime höherer Bildung und geistlicher Herrschaft, welche das 9. Jahrhundert gehegt hatte, fast bis zur Unsichtbarkeit verschüttet werden, um erst mühsam sich wieder durchzuarbeiten und nach Jahrhunderten in ganz neuen und mächtigen Gestaltungen zu Tage zu treten.

Das Dümmlersche Werk gibt, von seinem zweiten Buche an, eine vollständige Geschichte der 32, auf die Verduner Theilung folgenden Jahre. Es macht sich keineswegs bloß mit Ludwig und seiner Herrschaft zu thun; eine solche Beschränkung würde bei der Dürftigkeit der Nachrichten, die sich speciell auf das ostfränkische Reich beziehen, das Werk auf ein ziemlich enges Maß reducirt, überdies aber auch, bei dem innigen Zusammenhange, der unter den Begebenheiten aller Königreiche obwaltet, nur Abgerissenes, der Ergänzung Bedürftiges zu Wege gebracht haben. Auf die Angelegenheiten des gesammten Karolingerreiches erstreckt sich die Arbeit des Verfassers. Nur was ganz ausschließlich für die Geschichte des westfränkischen oder lotharischen Gebietes ein Interesse haben würde, bleibt bei Seite, während in dem Gesammtgemälde die ostfränkischen Dinge, bis in die localen Verhältnisse der einzelnen Landschaften und bedeutenderen Orte hinein, die speciell,e Ausführung erfahren. Daß dabei der Verfasser durch die Aufnahme seines Werkes unter die „Jahrbücher“ der deutschen Könige und Kaiser, deren Herausgabe die Münchener Akademie übernommen hat, nicht bestimmt worden ist, die strenge Form von Jahrbüchern wirklich inne zu halten, kann man ihm nur Dank wissen. So wie das Buch jetzt vorliegt, wird es auch Solchen, die etwas mehr als eine vollständige Sammlung und kritische Sichtung des Materials suchen, nicht wenig des Interessanten und Anregenden bieten. Vorzüglich auch, weil den angedeuteten geistigen Bestrebungen, den Bewegungen auf kirchlichem Gebiete eine rege Sorgfalt zugewendet ist. Die Entstehung und das allmältige Eindringen jener pseudo-isdorischen Decretalen, die eben in dieser Zeit, und als ein so merkwürdiges Zeichen derselben, dem Papstthum ihre trefflichen Dienste zur Ausdehnung seiner

Macht darboten — die nach so vielen Seiten hin wichtige Stellung des Erzbischofs Hincmar von Rheims —, die glänzenden Erfolge des großen Papstes Nikolaus in den Gehändeln Lothars des Zweiten wie im Streite mit der morgenländischen Kirche — erfahrer die sorgfältigste, dem neuesten Stande der Wissenschaft entsprechende und aus gründlichster, eigener Forschung herfließende Behandlung.

Kommen wir nun zum Schluß noch einmal auf unsere Hauptfrage, die nationale, zurück. Wie wenig man auch bei der Verduner Theilung durch einen Gedanken an die Deutschen als solche bestimmt worden war, die große Masse derselben einem besonderen Könige zu untergeben — daß sich diese große Masse nun unter einem Könige beisammen befand, konnte doch nicht ohne Wirkung bleiben, sie des Gemeinsamen, was von Natur unter ihr obwaltete, lebendiger inne werden zu lassen. Gerade für die Deutschen aber haben wir jede derartige Anregung um so höher anzuschlagen, je entschiedener bei einer längern Dauer des Gesamtreiches eben sie rücksichtlich einer solchen Möglichkeit, zu einem nationalen Bewußtsein zu gelangen, sich gegen die übrigen Nationen im Nachtheil befanden. Was von höheren Culturelementen im Karolingerreiche officiell gehegt und gefördert wurde, hatte seinen heimatlichen Boden in den Ländern des ehemaligen Römerreiches, in Italien und im heutigen Frankreich. Zu den Deutschen aber wurde es durch die Vermittlung des Reiches nicht in solchem Maße und solcher Art gebracht, daß, ähnlich wie dies bei den Angelsachsen der britischen Insel der Fall war, der eigenen Sprache und dem eigenen, formenden Sinne des Volkes dadurch ein kräftiger Anlaß geboten worden wäre, sich in seiner Weise daran zu üben und ein höheres Bewußtsein seiner selbst zu gewinnen. Wie das Reich gewissermaßen mit der Kirche zusammenfiel, so war auch die Sprache der Kirche die Sprache des Reiches, wie der Kaiser über allen Völkerschaften stand und als Kaiser keiner von ihnen angehörte, so auch die lateinische Sprache, in der die Gesetze und Erlasse, die Urkunden und officiellen Correspondenzen abgefaßt waren. Mit der Kirche und der Wissenschaft wirkte der Staat zusammen, alle Höherstrebenden für jeden über das gemeine Leben hinausgehenden Gebrauch von der Volkssprache auf eine fremde Sprache hinzuweisen. Natürlich aber, daß nun Gallien und Italien, den deutschen Landen überlegen schon hinsichtlich des Bildungsmaterials, es noch viel augenfälliger in bequemer und verbreiteter Handhabung dieser Kirchen-, Literatur- und Reichssprache waren, der ja die dortigen Volkssprachen noch so nahe standen. Also ein Uebergewicht des Westens und Südens über den Osten, das sich auf das ganze höhere Geistesleben erstreckte; ein Einstömen des Fremden in solcher Massenhaftigkeit und solcher Bestimmtheit nach Inhalt wie nach Form, daß darüber den Deutschen jede liebevolle Ausprägung ihrer Eigenthümlichkeit fast unmöglich wurde. Bedenken wir, welche schwere Arbeit der

deutsche Geist noch im spätern Mittelalter, im Besiz einer eigenen Literatursprache und noch so mancher anderer Vortheile, zu bestehen gehabt, um inmitten der fremden Stoffe, die auf ihn eindrangten, sein nationales Selbst zu behaupten und jenen Stoffen seinen eigenen Stempel aufzudrücken; wie viel weniger wäre in der Karolingerzeit daran zu denken gewesen, daß er zu einem solchen Selbst erst gelangte und sich desselben bewußt wurde, wenn durchaus kein besonderer Mittelpunkt für den Osten sich dargeboten, durchaus keine politische Grenzlinie dem übermächtigen Fremden einen Damm entgegengesetzt hätte!

Freilich, allzuhoch und fest war der Damm, den die Verduner Theilung zwischen dem Osten und Westen aufrichtete, eben nicht. Statt daß es etwa dem Könige Ludwig hätte in den Sinn kommen können, eine planmäßige Hebung deutschen Wesens für seinen Beruf zu halten, galt es ja vielmehr als ausdrückliche Pflicht aller karolingischen Theilkönige, den Zusammenhang ihrer Länder so offen als möglich zu halten, alles Trennende, Scheidende so viel als möglich zu verwischen. Ein besonderes Glück für das Werden eines deutschen Volksgefühles war es ohne Zweifel, daß bei der zweiunddreißigjährigen Dauer von Ludwigs selbständiger Regierung die unwillkürlichen Folgen, die der Besiz eines eigenen Königs haben mußte, sich eine geraume Zeit hindurch ununterbrochen geltend zu machen vermochten. Bedeutenden Vorschub leisteten ferner die Kämpfe, die nach dem Aussterben von Lothars Hause um dessen Länder und um die Kaiserkrone zwischen dem Hause Ludwigs und dem Hause Karls des Kahlen sich erhoben. Aber hätte die Wiedervereinigung des ganzen Karolingerreiches, die in den Achtzigerjahren des 9. Jahrhunderts, unter einem von Ludwigs eigenen Söhnen (Karl dem Dicken), durch das rasche Zusammensterben der übrigen Karolinger wirklich eintrat, nur einige Dauer gehabt, so wäre wohl alles unter Ludwig dem Deutschen Gewonnene wieder in Frage gestellt gewesen.

Gefahren kamen indeß der ganzen Zukunft der deutschen Nationalität auch von ganz entgegengesetzter Seite. Eines war für diese Zukunft durch Herstellung des großen Karolingerreiches geschehen. Hatte in demselben ein deutsches Nationalgefühl nicht aufkommen können wegen der unterschiedlosen Verbindung der deutschen und nichtdeutschen Stämme, so war doch die Thatsache, daß hier zum ersten Male alle deutschen Stämme, herausgerissen aus ihrer Vereinzelung, sich überhaupt in Einem Gemeinwesen beisammen befunden, ein Schritt nach vorwärts gewesen. Sowie sich, durch den Verduner Vertrag, die strenge Einheit des Reiches gelöst, so trat auf deutschem Boden wie überall eine Reaction der Sondergelüste in den einzelnen Stämmen ein. Daß, nach Ludwig des Deutschen Tode, eine vorübergehende Theilung seiner Lande unter seine drei Söhne Platz griff, diente derartigen Gelüsten natürlich zur Förderung. Immer in Gefahr, wieder aufzugehn in der Allgemeinheit des

ganzen Karolingerreiches, sah sich die Königsherrschaft, auf welcher die Zukunft der deutschen Nation beruhte, nicht minder dem Schicksale ausgesetzt, aufgelöst zu werden durch particularistische Bestrebungen, die nur in jener Allgemeinheit die rechten Gegengewichte gefunden zu haben schienen. Die schwerste Krisis erfolgte, als Karl der Dicke, zuletzt Beherrscher des ganzen, wiedervereinigten Karolingerreiches, im Jahre 887 durch den unehelichen Sohn eines früher verstorbenen Bruders, durch Arnulf, vom Throne gestoßen wurde. Die gewaltsame Absetzung des rechtmäßigen Herrschers, die Thronbesteigung eines unehelich Geborenen konnte an sich nicht ohne Schwächung der Autorität abgehen, welche die deutschen Stämme zusammenzuhalten hatte. Ueberdies aber verzehrte Arnulf seine besten Kräfte in ziemlich vergeblichen Anstrengungen, sich als Erben des gesammten Karolingerreiches gegen die mächtigen Großen zur Anerkennung zu bringen, die in Italien und im jetzigen Frankreich, an die Spitze einzelner Stämme tretend, sich als selbständige Könige hatten ausrufen lassen. Die Kräfte des Stammesparticularismus, welche sich dort gegen Arnulfs, auf die Idee des Einen Christenreiches gegründete Ansprüche erhoben, brachen nach Arnulfs Tode, unter seinem minderjährigen Sohne Ludwig, auch gegen den besonderen Zusammenhalt seines ostfränkischen Königthums ganz offen los. Als vollends mit Ludwig dem Kinde (911) der letzte von Ludwig des Deutschen männlichen Nachkommen gestorben war, schien alles gelöst. Sachsen, Bayern und Alemannen hatten ihre eigenen Häupter, und der Versuch des fränkischen Grafen Konrad, sich als Nachfolger Ludwigs des Kindes in der Herrschaft über sie geltend zu machen, erntete überall nur unzuverlässige Erfolge. Die Rettung wurde nur dadurch möglich, daß diejenigen Elemente, die früherhin, in dem ganzen Karolingerreiche, am entschiedensten das Allgemeine und Gemeinsame in diesem Reiche repräsentirt hatten — Kirche und Geistlichkeit — hier dem Einen der zu Verdun gebildeten Theilkönigthümer gegen den Stammesparticularismus zu Hülfe kamen. Zur Ergänzung war aber nothwendig, daß, nach Konrads Tode, die östlichen Franken sich entschlossen, zur Aufrechterhaltung des Reiches den mächtigsten eben jener, durch den Stammesparticularismus emporgehobenen Großen, den Sachsenherzog Heinrich, an die Spitze des Reichs zu stellen und so auf ihre Seite zu ziehen. Indem sich von der einen Seite Neigungen und Bestrebungen, welche auf das allgemeine Christenreich zurückwiesen, von der andern die Sondergelüste der einzelnen Stämme geltend machten, wurde inmitten dieser Tendenzen das ostfränkische Reich in seiner abgeschlossenen Existenz aufrecht erhalten und in den Stand gesetzt, sich mehr und mehr mit einem national-deutschen Inhalt zu erfüllen.

Denn es gelang dem Sachsenherzog Heinrich in der That, die deutschen Stämme, wenn auch nur in sehr losen Formen, um sich zu einigen, und der Beweis war geführt, daß diese Stämme jetzt noch ein anderes Band unter sich

anerkannten, als das Thronrecht des alten, für sie nun erloschenen Karolinger-
geschlechts, daß sie zuerst zusammengebracht hatte. Dem Sohne Heinrichs,
Otto dem Großen, war es dann möglich, die Zügel schon ungleich straffer zu-
sammenzunehmen und nach allen Weltgegenden hin die Kraft der verbundenen
deutschen Stämme wirken zu lassen. Sofort aber fühlte er sich auch berufen,
eine Menge Erinnerungen des Karolingerreiches wieder aufzunehmen und an
sein Reich als an das erste der zu Verdun entstandenen Königreiche, das zu
Kraft und Macht zurückgekommen war, anzuknüpfen. Nachdem zu dem Erb-
theile Ludwigs des Deutschen auch alles, was in der Verduner Thei-
lung Lothar erhalten hatte, hinzugewonnen war, erwarb Otto die römische
Kaiserkrone. Die gemeinsame Behauptung dieser Kaiserkrone für den aus der
eigenen Gemeinschaft hervorgegangenen Herrscher bildete dann einen neuen
Vereinigungspunkt für die deutschen Stämme; mit dieser Krone zuerst em-
pfung ihr König einen angemesseneren Titel neben dem alten, noch immer bei-
gehaltenen eines Frankenkönigs. Daß freilich dieser neue Titel ihn wieder ins
Schrankenlose hinauswies, — daß es eben die römische Kaiserkrone war, um
welche das deutsche Volk sich scharte, ist reich an Verhängniß geworden für
die ganze Zukunft dieses Volkes. Immerhin aber, eine ganz andere Bedeu-
tung für die deutsche Nation hatte diese Krone doch auf dem Haupte eines
Herrschers, der aus seiner Stellung an der Spitze der deutschen Stämme sein
Recht auf dieselbe herleitete, als auf dem Haupte Karl des Großen oder Lud-
wig des Frommen, denen nur ein Bruchtheil der Deutschen zusammen mit
einem Bruchtheile der Romanen — nur die Franken — durch volksthümliche
Bande, die übrigen nur durch den Gedanken des allgemeinen Christenreiches
sich verbunden gefühlt hatten.

In seine fernere Geschichte aber nahm nun das deutsche Volk die Gegensätze
mit hinüber, unter denen es zu einem Volke geworden war. Gegenüber den
Erinnerungen des Karolingerreiches und dem Anreiz der Kaiserkrone, durch
welche die Waffen und die Gedanken von Herrscher und Volk über alle na-
tionalen Grenzen hinausgetrieben wurden, die Neigung der einzelnen Theile
der Nation, der einzelnen Stämme und Landschaften, sich ausschließlich geltend
zu machen und den Zusammenhang zwischen sich und dem Ganzen möglichst
zu lockern. Wesentlich diesen Antrieben und den mannigfachen Verhältnissen
in denen sie gegen einander und zusammenwirkten, verdankt unsere nationale
Geschichte ihre wichtigsten Grundzüge, unser nationaler Charakter seine glän-
zendsten Vorzüge und seine beklagenswerthesten Schwächen.

W. W.